

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 6 (1902)

**Artikel:** Fern von Neste  
**Autor:** Ribaux, Adolphe  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575975>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Diese Bauern trugen Ziegenfelle, große, niedergekrümpte Filzhüte, sie gingen oft barhaupt, die Brust bloß, dem Winde preisgegeben. Ein farbiges Herz Jesu war auf ihr Kleid genäht, ein rotes Tuch um ihren Hals geschlungen. Sie sahen wie „Räuber“ aus.

Der Name verblieb ihnen.

Diese Briganten wurden durch Heilige geführt. Dies waren der unerschrockene, ritterliche Va Rochejacquelein, ein zwanzigjähriger Marquis, Cathelineau, ein Häusler, der Heilige vom Anjou, dann der Marquis von Vescure, der Heilige von Poitou, der Marquis von Bonchamps, ein christlicher Held, D' Elbée genannt der General Vorsehung, Stofflet, der frühere Wildmeister von Maulevrier, und endlich Charette!

Während des Gefechtes hielten ihre Priester die Arme gen Himmel gestreckt, die im Dorf zurückgebliebenen Weiber füllten die Kirchen, fielen auf die Scholle nieder beim ersten Musketenfeuer, und die ganze Vendée, im Gebet vereinigt, rief dem ewigen Heerführer zu: „Segne unsre Waffe!“

Wie geschah es, daß dieses fromme, sittenreine Volk sich hinreissen ließ, diesen blutigen verhängnisvollen Krieg anzufangen? Es lebte im Frieden des goldenen Zeitalters in diesem herben, vom Ozean begrenzten Bocage, wo die Menschen im Thal pflügen, am Strand fischen und auf der Heide jagen.

Die Revolution war in Paris ausgebrochen. Man entfernte die Priester, die sie verehrten, schaffte die Herren ab, denen sie gerne dienten, man köpfte den König, den sie liebten, und beschimpfte den Gott, den sie anbeteten!

Man verlangte all ihre Söhne zum Krieg. Sie lehnten es ab, mit den Gotischen und den Königsmördern zu ziehen. Sie empörten sich gegen Paris. Dort wurde ja die Vernunft zur Gottheit erhoben und das Göttliche entheiligt.

Dort sang man das „Ca ira!“ — hier waren sie beim „Ave Maria“ stehengeblieben. Ihre altertümlichen Türme zeigten nicht die Pariser Zeit an. Dantons Finger hatte den Zeiger nicht gerückt auf ihrer Sonnenuhr. Die Stunde des Gebetes läutete noch für sie, dieweil von der hohen Warte der Notre-Dame die Sturmglöcke des Schreckens heulte. Wohl war es der Krieg der Unwissenden, welche die Pechfackel des Fanatismus der Leuchte der Vernunft vorzogen, der Krieg der Blinden, die das Licht nicht sahen, das man ihnen anbot. Aber sie besaßen ein innerliches Licht: den Glauben. Und hatte auch Voltaire gelacht und Rousseau gepfiffen, ihr schönes Licht war nicht erloschen.

Sie waren unwissend, konnten ihre Linke nicht von der Rechten unterscheiden, sie nährten sich aus Schwarzkorn und sprachen eine tote Sprache; aber sie lebten in

Frieden. Die meisten konnten nur in den Sternbildern, in den Wolken und in den Pflanzen lesen, sie schrieben mit dem Pflug, zeichneten Furchen, und ihre Bücher waren Gräten, und ihre Werke hießen: Brot!

Sie kannten nichts, rein nichts.

Aber sie kannten Gott.

Königtum und Glaube herrschten seit vierzehnhundert Jahren, und plötzlich sagte man diesen Bauern: „Gott existiert nicht, und die Könige sind gut zum Köpfen!“

Sie wollten es nicht fassen.

Sie waren von jeher allen Neuerungen abhold: ist Gott neu? Man wollte die Leuchte der Vernunft in ihre Finsternis bringen, sie verschmähten diese Helle. Man vergaß, daß ihre Finsternis wie ihre geheimnisvollen, furchterlichen Wälder aussah: die Sonne durchdrang sie mit goldenen Speeren, die weiße Dame schritt durch die schattigen Gründe, und die Feen badeten ihre Schönheit in der schlummernden Flut ihrer Weihen.

Die altehrwürdige Wahrheit sprach noch zu ihnen durch die Sterne, stieg empor aus dem Abgrund der Zeiten, der Gott des Hirten Amos sprach zu ihnen, dieweil Paris unter Robespierre's Stimme erbebte.

Gott war im Wind, der ihre Thäler reinigte, er war in der Wärme, die die Samen sprossen ließ, im Schöß der Erde, in der Sonne, die die öde Heide zu blühen zwang, im Nebel, der über dem Moor schwebte, im Schnee, der das Bocage weich umhüllte.

Sie konnten ohne Gott nicht bestehen.

Er war ihr Korn, ihre Wolle, ihr Flachs, ihr tägliches Schwarzbrot, sie würden ohne ihn nackt und hungrig sein, und ihr Land würde zum Dornengehege.

Darum standen sie alle auf und schwangen drohend ihre Sensen, als man ihnen Gott mit Gewalt entreißen wollte.

Doch erst im Jahr des Schreckens dekretierte die Vendée die Gegen-Revolution. Das fromme Dorf lehnte sich gegen das gottlose Paris auf!

Sie dachten nur an die künftigen Gefechte an diesem Maimorgen, wo sie auf dem Platz von Bressuire ihre Marie-Jeanne, die Siegreiche, Gottesandie mit blühendem Weißdorn und Rosenkränzen umwandeln.

Sie wählten sich unbesiegbar: bald würde ihre Fahne auf allen Bastionen Frankreichs flattern, und ihr kleiner König befreit, zöge aus dem Gefängnis, um den Thron seiner Väter wieder einzunehmen.

Einst würde dann der König das tapfere Bocage mit seiner Anwesenheit beeindrucken, er würde es mit dem teuer erkauften Namen der „Vendée“ taufen und den schlummernden Scharen und dem Volk der Überlebenden zurufen: „Meine Kinder, ich bin mit euch zufrieden!“

(Fortsetzung folgt).

## Fern vom Weste.

Novellette von Adolphe Ribaux, übersetzt von Emma Wiegling.

Der Palast San Giorgio in Genua liegt zwischen der Börse und dem belebtesten Teile des Hafens. Im vierzehnten Jahrhundert wurde er von der Handelsaristokratie gegründet; die unteren Räume waren für die berühmte Bank San Giorgio bestimmt, der man eine glänzende Zukunft prophezeite, die aber infolge der Bürgerzwistigkeiten jener traurigen Zeit schnell zu Grunde ging.

Der Palast San Giorgio, der im venezianischen Stil, leicht und imposant zugleich, erbaut ist, zählt heutzutage zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt; er sollte von den Reisenden noch mehr beachtet werden. Im Erdgeschoß befindet sich das Archiv, im ersten Stock sind schöne, mit Fresken geschmückte Säle, deren größter viele Büsten berühmter Männer enthält, die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammen. Der übrige



**Das Kind beim Anziehen.** Oelgemälde von † Alfred van Muyden (1857), s. o. S. 14.

Teil des Gebäudes ist dem Zollamt zugewiesen, das dort eine ganze Brigade unterbringt und zwar nicht die kleinste dieser großen Handelsstadt.

Es ist halb acht Uhr abends. In dem alten Palaste thut sich eine fiebrhafte Bewegung kund. Im Speiseaal ist das Mahl eben beendet, ein einfaches Mahl, das nur aus Bohnensuppe und Risotto besteht. In den Gängen und auf den Treppen, die von übeln Küchengerüchen erfüllt sind,

eilen die Zollbeamten hin und her; einige sind sehr lustig, weil sie die Erlaubnis haben, bis Mitternacht fortzubleiben — es ist Karnevalszeit, und alle Theater sind geöffnet — andere haben während des Nachmittags freie Stunden gehabt, die auf verschiedene Weise verbracht worden sind. Einer ist mit dem Liebchen spazieren gegangen, der andere hat seine Eltern besucht, ein dritter hat Billard oder Karten gespielt, ein vierter hat sich ein Glas Wein geleistet, alle kehren nur widerwillig

in die düstern Mauern zurück. Man hört lebhaften Wortwechsel und allerlei Einwendungen. Dieser soll eine einfache oder verschärzte Gefängnisstrafe antreten von acht bis vierzehn Tagen — wenn es nicht noch mehr ist! — jener ist ärgerlich, weil ihm der Urlaub nicht bewilligt worden, auf den er sicher gerechnet. Die Post ist angekommen, die Briefe werden verteilt; Freude oder Enttäuschung malt sich auf den verschiedenen Gesichtern. Um acht Uhr soll ein Trupp hinuntergehen, um den Dienst zu versehen, ein anderer soll ihn ablösen. Die Zollbeamten, die den Posten beziehen, haben die einfache Uniform angelegt, die Mütze anstatt des Federhutes, den Regenmantel von graublauem Tuch; denn der Frühling läßt noch auf sich warten, und der Wind weht kalt, jene schreckliche Tramontana, die in Genua mit Recht gefürchtet wird. Die Posten für die Nacht werden aufgerufen.

„Vicenzo Tiburzi, nach der Strega!“

„Nach der Strega, Signor Maresciallo?“ ruft der kleine Zollwächter und zittert am ganzen Körper.

„Gewiß!“ antwortet sein Vorgesetzter. „Nate Ihnen aber, nicht wieder wie in der letzten Woche davonzulaufen unter dem Vorwande, daß dort Geipenster umgehen! Seit einiger Zeit ist es freilich in Genua Sitte, daß diejenigen, die des Lebens überdrüssig sind, sich von jener Mauer hinunterstürzen; aber die Toten werden nicht wieder lebendig, und ein Soldat darf nicht abergläubisch sein, das ist gut für die Weiber!“

„Überall, wohin Sie wollen, Signore, nur nicht dorthin, wenigstens heute nicht!“

Der Maresciallo runzelt die Stirn; es ist ein dicker, vollblütiger Mann, mit roten Backen, der bei jeder Gelegenheit aufbraust.

„Einwendungen, wenn ich befohlen habe? Was soll das bedeuten? Vorwärts und keine Dummheiten gemacht! Man ist das erste Mal wohl zu nachsichtig mit Ihnen verfahren: weil Sie noch ein Neuling sind, weil Ihre Kameraden Ihnen Schauergeschichten von den Selbstmörдern erzählt hatten, deswegen sind Sie mit einer gelinden Strafe davongekommen. Geht es aber zum zweiten Male, so werden Sie vier Wochen bei Brot und Wasser eingesperrt und dann in strenger Bucht gehalten. Gerade, um Sie daran zu gewöhnen, werden Sie wieder an denselben Platz gebracht, und Sie werden dorthin gehen! Verstanden?“

„Um Gottes willen, Signor Maresciallo!“

„Kein Wort mehr!“

Das Drapello wird gebildet, die Musketen leuchten in der Finsternis. Bleich und zitternd wie Espenlaub tritt Vincenzo in die Reihe, um in der dunkeln Nacht am Fuße des Muraglione della Morte, der Todesmauer, Wache zu stehen.

\* \* \*

Die Todesmauer liegt noch weiter hinaus als die Werft, wo die großen Schiffe neu angestrichen werden, noch weiter als die Batterien der Strega, ganz unten, an der Mündung des Bisagno.

Auf hundert Schritte zur Rechten ist die Aussicht großartig, bei Tage sowohl wie bei Nacht. Von Garignano bis zum Leuchtturm — Lanterna, wie die Genuesen sagen — erblickt man die amphitheatralisch gebaute Stadt, die den Golf lächelnd umschließt, La Superba, mit den buntfarbigen Häusern, den Palästen der alten Patrizier, den zahlreichen Glockentürmen. Hin und wieder sieht man Gärten mit südlichem Blütenwuchs, wo die Magnolien wuchern, wo die Palmen gedeihen, wo — besonders in der Billella di Negro — die dichten Oleandergebüsche an Sizilien und die ionischen Inseln erinnern. Darüber erheben sich Hügel mit bunten Bäumen zwischen Feigen-, Mandel- und Delbäumen, die mit einem kriegerischen Diadem bekränzt sind, den unüberwindlichen Festen, deren Zinnen sich leuchtend vom blauen Himmel abheben. Auf der andern Seite liegt der belebte Hafen; zahllose Warenballen sind dort am Ufer aufgestaut, die Kaufleute und Packträger eilen geschäftig hin und her, man sieht ein undurchdringliches Gewirre von Masten und rauchenden Schornsteinen, ab und zu hört man die Salven der Kriegsschiffe, den schrillen Ton der Dampfpfeifen, und langsam setzen sich die mächtigen Schiffe in Bewegung, die nach dem fernen Amerika, dem sagenreichen Orient und dem fabelhaften Australien ziehen. Alles

ist in klares Licht getaucht; wunderbar schön sind dort das strahlende Morgenrot, das Gold der untergehenden Sonne und in klaren Nächten die unzähligen Sterne am Himmel, die sich in dem ruhigen Gewässer spiegeln. Wer das einmal gesehen, vergißt es gewiß nie wieder!

Aber an dem Ort, wo der kleine Zollbeamte Schildwache steht, kann man dies Bild nicht bewundern. Drüben, längs dem Corso Aurelio Saffi, fahren die elektrischen Bahnen von sieben morgens bis Mitternacht; man hört sie kaum. Die Stadt ist vollständig verdeckt. Links zieht sich der gewerthätige Vorort La Foce hin, der einen unfreundlichen Anblick bietet. An dieser Stelle ist die Küste unzugänglich wegen der vielen Klippen, man sieht dort weder Baum noch Strauch, nicht einmal einen Grashalm. Nichts als Felsen und Gestein, zwischen denen sich ein kaum bemerklicher Fußsteig hinstängelt, der einigen Anglern als Standpunkt dient. Dort erhebt sich ein vierstiges, schmuckloses Häuschen; der Zollwächter, der vier Dienststunden an diesem unwirtlichen Ufer zugebracht hat, kann darin die folgenden vier Stunden ausruhen, während ein Kamerad ihn ablöst. In einem kleinen Zimmer findet er ein Feldbett, auf das er sich ermattet wirkt; wohl dem, der dort ruhig schlafen kann, ohne von bösen Träumen verfolgt zu werden!

Vincenzo liegt mit offenen Augen und träumt.

Er denkt an seine Kindheit, seine Jugend, an die glücklich verbrachten Jahre, an seine Mutter, seinen jüngern Bruder, an das ferne Dorf, das er leidenschaftlich und ungestüm liebt, wie nur ein Bauer seine ländliche Heimat lieben kann. Der Vater — ein Gendarm, alle Achtung! — war sehr jung gestorben bei der Verfolgung von Straßenräubern. Die Witwe bezog eine unbedeutende Pension, da hieß es, sich tummeln. Sie bebauten das Gartenland, das mit einer armeligen Hütte ihr einzig Hab und Gut bildete; die Waisen suchten Feldfrüchte, Heilkräuter und Alpenveilchen, deren es gar viele in den naheliegenden Gehölzen gab, oder sie dienten den Fremden als Ciceroni; auf diese Weise konnten auch sie einige Soldi verdienen. Die Armut war groß, man konnte nicht jeden Tag ein Stückchen Fleisch im Topf haben; die Mutter ging elend gekleidet, die Kinder liefen barfuß herum. Und doch, wie köstlich war diese Zeit gewesen! Und wie wunderbar schön ist das Albanergebirge, wo der Nemt- und Albanersee wie Edelsteine glänzen, zwischen den Delbäumen und Steineichen, mit denen ihre Ufer bewachsen sind. Von dort aus erblickt man die unendliche Campagna, gleich einem grünen Ozean, durchzogen von den berühmten Ruinen der alten Wasserleitung, und in der Ferne sieht man das ewige Rom, das in gewisser Beleuchtung so nahe erscheint, daß man zuweilen wie in einem goldenen Schimmer die mächtige Kuppel der Peterskirche unterscheiden kann. Ja, ja, Vincenzo war in diesem Ländchen sehr glücklich gewesen, wo Friede und Ruhe alles verschön; glücklich mit seiner Mutter, die noch jung an Jahren war, wenn auch frühzeitig gealtert durch Kummer und Sorgen, glücklich mit seinem Brüderchen Pippo und einer kleinen Freundin Gioconda, die in ihrem roten Kleide und weißem Häubchen so zart und lieblich wie eine Frühlingsblume war, und die vielleicht später . . .

Dann war Vincenzo in das Alter gekommen per fare il soldato. Bei der Infanterie würde er täglich zwei Soldi verdient haben, der Zollwächter bekommt monatlich sechzig Lire. Vincenzo war noch so kindlich, daß ihn hauptsächlich die aufgeputzte Uniform mit den gelben Schnüren lockte, vor allem der glänzende Federhut! Sechzig Lire waren in seinen Augen ein Vermögen, von dem er seiner Mutter genügend schicken konnte, um im Wohlstand zu leben, außerdem von Zeit zu Zeit seiner geliebten Gioconda ein regaluccio, ein kleines Geschenk. So war er Guardia di finanza geworden, zuerst in Neapel, im Deposito, wo die Neulinge im Zollfach ihre Lehrjahre durchzumachen haben, dann in der Provinz Ferrara, unweit des Comacchio-Sumpfes, einer melancholischen, ungewöhnlichen Gegend, wo alle unter der Malaria leiden. Schließlich hatte man ihn nach Genua geschickt, wo das Leben vielleicht lustiger, der Dienst aber viel anstrengender war.

Ach, seine hübsche divisa kam ihn teuer zu stehen! Der verführerische Federbusch drückte ihn fast nieder!

(Fortsetzung folgt).



Marine.

Gemälde von Joh. Jakob Ulrich.  
Im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.